

»Sie wollen cool sein, gut aussehen, sind ungeduldig, langweilen sich.«

Darstellen und Verstecken – Zur Inszenierung von Coolness im Jugendalter

Sie laufen breitbeinig und provokant durch die Stadt.« – »Sind zickig, eingebildet, lästern immer, Tanga, Hotpants, bleiben zu Hause.« – »Sie wollen cool sein, gut aussehen, sind ungeduldig, langweilen sich, Schuhe, Disco, Geld, Boxershorts.« So antworten 12- bis 14-jährige Schülerinnen und Schüler auf die Frage ihrer Lehrerin, wie sich Mädchen und Jungen in der Pubertät verändern und was ihnen wichtig sei. Beobachten konnten wir die Situation im Unterricht einer siebten Klasse, in der wir mehrere Monate hospitierten, um etwas darüber zu erfahren, wie junge Menschen Jugendlichkeit und Geschlecht inszenieren. Wie stellen sie ihren Körper dar, wie kommunizieren sie mit ihm, schmücken oder verstecken ihn? Welche sozialen Bezüge, Rangordnungen und Interaktionen sind dabei von Bedeutung, und welche Rolle spielt die Schule dabei?

Der Körper wird in modernen Gesellschaften zum Schnittpunkt von kulturellen und sozialen Zuschreibungen sowie alltagskulturellen Praxen und Selbstinszenierungen. Zugleich bleibt die tägliche Inszenierung von Geschlechtlichkeit über die Ästhetisierung und Formung des Körpers ein erklärungsbedürftiges Phänomen. Der Übergang von der Kindheit zur Jugend und die sie begleitenden Rituale und Inszenierungen sind dabei besonders interessant ^{11/}. Jugend und Adoleszenz sind kulturell definierte Lebensphasen und keine natürlichen Größen. Institutionen wie Wissenschaft, Medien oder Schule sind Produzenten und Vermittler bestimmter Vorstellungen von Jugend und von der Kategorisierung als Jugendlicher ^{12/}. Als »Körperinszenierungen« bezeichnen wir soziale und kulturelle Praktiken, mit denen sich eine Person mit ihrem eigenen Körper in ein Verhältnis zur Welt setzt ^{13/14/}. Der soziale Raum – hier eine Schule – spielt dabei eine wichtige Rolle. Wir beschäftigten uns bei unserer teilnehmenden Beobachtung auch mit der Inszenie-



rung von Coolness. Was bedeutet »cool sein«? Wie praktizieren Schülerinnen und Schüler diese Coolness, und wie beeinflussen die Regeln der Schule diese Inszenierungen?

»Kappen ab« – Bedeutungen und Funktionen von Accessoires

Viele Schülerinnen und Schüler kommen mit Mützen, Baseball-Caps oder kunstvoll geschlungenen Tüchern zur Schule. Die Lehrerinnen und Lehrer dulden es nicht, dass diese im Unterricht getragen werden. Meist lassen die Schüler ihre Kopfbedeckungen unaufgefordert verschwinden, manchmal erst nach einem eindringlichen Blick, einer Ermahnung oder nachdem die Lehrerin ihnen die Kappe sanft vom Kopf genommen hat. Einige Jungen versuchen immer wieder, die Regel zu unterlaufen, was zur allgemeinen Erheiterung der Klasse beiträgt. Das Abnehmen der Kopfbedeckung markiert den zeitlichen und räumlichen Übergang zwischen Freizeit und Unterricht, zwischen draußen und drinnen, es wird zu einem Ri-

tual des Übergangs ^{15/}. Wer in einem Raum seine Kappe oder Mütze nicht ablegt, signalisiert damit, er bliebe nur vorläufig und wolle sich nicht einlassen. Dagegen steht, dass die Anwesenheit im Unterricht verbindlich vorgeschrieben ist. Der Regelverstoß sorgt für die Aufmerksamkeit aller Beteiligten. Ihr Lachen unterstreicht den spielerischen Charakter, die Konsequenzen sind verhältnismäßig harmlos.

Doch ist die Provokation nur ein Aspekt. Der Kopf eines Menschen gilt als der Körperteil, der am stärksten Identität verkörpert. Mit Mützen, Hüten, Tüchern oder Frisuren kann man diesen ohne viel Aufwand gestalten und verändern – und eben auch verdecken, beispielsweise mit einer Sonnenbrille, denn gerade der Blick in die Augen des Gegenübers wird für Interaktionen und Kontrolle des zwischenmenschlichen Verhaltens als ganz wesentlich erachtet. Eine ähnliche Funktion kann dem Schirm einer Baseball-Cap zugesprochen werden. Er schafft Distanz, ermöglicht es, je nach Tragetechnik und Blickwinkel, weniger gut in Augen und Gesicht



des Trägers zu blicken. Unter der Kappe kann man »sich« verbergen, sie bietet Schutz wie eine Maske.

Ebenso dient die Selbstinszenierung der Herstellung von Individualität eines fragilen und verletzlichen Selbst: Eine Schülerin hat sich zum Klassenfest am letzten Tag vor den Ferien besonders »gestylt«. Sie trägt ein pinkfarbenes Stirnband mit einem Schild, das ihren schulterlangen Haaren Form verleihen soll. Die Lippen hat sie sich in der gleichen

Farbe mit Lipgloss geschminkt. Bei der Begrüßung der Klasse wird sie von einer Lehrerin aufgefordert, ihr »Ding« vom Kopf zu nehmen. Sie protestiert, nimmt wütend und traurig ihren Kopfschmuck ab und rennt aufgeregt zum Spiegel, um ihr nun offen herabhängendes Haar ein wenig zu ordnen.

Der individuelle Ausdruck, eine Kappe tragen zu wollen, der zwar ebenso konfektioniert ist wie der sonstige medial vermittelte Lifestyle,

kollidiert mit den sozialen Regeln der Schule. Das Experiment der Schülerin, zum Klassenfest mit einem neuen Outfit zu erscheinen, ist offensichtlich nicht als Provokation oder Spiel gedacht. Sie hat sich für das Fest schön gemacht, doch statt Komplimenten und sozialer Anerkennung als »junge Frau« erhält sie eine routinemäßige Zurechtweisung und wird aufgefordert, »das Ding« – etwas Undefinierbares und Überflüssiges – abzunehmen. Damit wird ihre gesamte Inszenierung hinfällig. Für Frauen existieren im Hinblick auf Kopfbedeckungen noch andere kulturelle Rahmungen, einer Dame wird das Tragen eines Hutes oder einer anderen Kopfbedeckung auch in geschlossenen Räumen gestattet. Dennoch gelten in der Schule die sozialen Regeln für alle, so dass diese mit anderen möglichen Deutungsmustern kollidieren und hier offensichtlich für Irritationen auf Seiten des Mädchens sorgen.

Für einige Schüler und Schülerinnen ist es auf jeden Fall wichtig, den Kopfschmuck vor dem »Bühnenwechsel« vom Klassenraum auf den Schulhof vor dem Spiegel zu kreieren. Insbesondere einige Jungen verlassen den Klassenraum nie ohne Kopfbedeckung, denn sie ist gleichbedeutend mit »Coolness« – eine Gratwanderung zwischen Individualität und Konformität, Anpassung und Verweigerung.

Das Projekt »Körperinszenierungen im Jugendalter«

Im Projekt »Körperinszenierungen im Jugendalter« wird der Übergang von der Kindheit zur Jugend unter dem Aspekt der damit einhergehenden Körper- und Geschlechterinszenierungen untersucht. Insbesondere interessieren sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dafür, wie Jugendliche mit dem eigenen Körper umgehen, der sich während der Pubertät verändert, wie sie sich in spezifischer Weise in Szene setzen und bestimmten Erwartungshaltungen zu entsprechen suchen. Dabei geht es sowohl um die Perspektive der Heranwachsenden als auch der sie begleitenden Pädagoginnen und Pädagogen. Methodisch arbeitet das Projekt mit der ethnografischen Feldforschung. Die Erziehungswissenschaftler beobachten teilnehmend

in einer siebten Klasse einer Frankfurter Hauptschule, außerdem führen sie Interviews mit Schülerinnen und Schülern sowie mit Lehrerinnen und Lehrern. Weibliche und männliche Schüler haben die Gelegenheit, anhand eines Bilderkorpus von ihrem schulischen und außerschulischen Alltag zu erzählen. Die Fotografie nutzen die Forscher, um jugendliche Lebenswelten zu dokumentieren und den Jugendlichen Gelegenheit zu geben, ihre Perspektiven auf sich und andere zu visualisieren. Das seit einem Jahr laufende Projekt ist am Fachbereich Erziehungswissenschaften und am Cornelia Goethe-Centrum angesiedelt und wird vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert. Darüber hinaus gibt es Forschungsk Kooperationen mit dem

Sonderforschungsbereich der Deutschen Forschungsgemeinschaft »Kulturen des Performativen« an der Freien Universität Berlin (Prof. Dr. Christoph Wulf) sowie der Universität Paris 13/Nord (Prof. Dr. Christine Delory-Momberger). Mitwirkende sind wissenschaftliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sowie Studierende: Renate Herrmann (Lehrerin), Sophia Richter, Diplom-Pädagoge Holger Adam, Jörg Recke, Antje Schneider, Diplom-Pädagogin Antje Langer, Andrea Bargon, Dorothee Haubs, Nicole Koch, Janine Hartwig, außerdem Kerstin Nitsche, Annika Jensen, Gabriele Frenzel (Lehrerin), Diplom-Pädagogin Henriette Schmitz sowie Diplom-Pädagogin Marion Ott. Die Projektleitung liegt bei Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser.

Diskurse über Coolness

»Mädchen sind zickig, Jungen cool« sprach einer der Jungen in der eingangs vorgestellten Situation leise vor sich hin. Ähnlich äußerten sich seine Mitschüler: Mit »eingebildet« und »zickig« wurden die Mädchen etikettiert, das Pendant für die Jungen ist das »Coole«. Was verstehen die Jugendlichen nun darunter? »Eingebildet« sei ein Mädchen, das sich selbst hübsch findet und das führe zu »zickigem« Verhalten, so zwei Schüler. Coolness dagegen sei etwas sehr Aktives: man »macht Sachen« – »da redet man mit jedem, ist aufmerksam, packt auch mal zu und hilft«, während die »Eingebildeten« nur dann aktiv sind, wenn sie über andere »lästern«. Coolness wird vor allem von den Jungen eindeutig mit Männlichkeit und mit einer »Haltung« verbunden.

Von der Codierung als »typisch männlich« schreibt auch Poschardt^{16/}, der die Karriere des mittlerweile inflationär für etwas »sehr Gutes«, »positiv Lässiges« stehenden Adjektivs »cool« als popkulturelles Phänomen nachzeichnet. Der Gebrauch des Wortes und seine Verkörperungen haben sich transformiert, aber es finden sich aufschlussreiche Spuren in der Vergangenheit. Historisch steht das Wort »cool« für ein neues Selbstbewusstsein der Afroamerikaner: Marcus Garvey, ein schwarzer Politiker, Mäzen und Unternehmer, wollte ein politisches Bewusstsein schaffen, um gegen die Diskriminierung anzugehen. Das Motto »keep cool«, das in seinem 1927 vertonten Gedicht vorkommt, wurde als Überlebensstrategie gegen Demütigung und Elend weiter getragen. Als ästhetische Praxis, die gleichzeitiges Entspanntsein bei absoluter Selbstkontrolle als Zeugnis von Freiheit zum Ausdruck bringen sollte, wurde Cool-Sein ab den 1950er Jahren in der schwarzen Jazz-Szene virulent. »Cool« war und ist der innerhalb einer Gruppe anerkannte Distanzierte, der signalisiert(e), alles im Griff zu haben.

Darstellen und Verstecken

Cool-Sein beschreibt offensichtlich eine Haltung, die durch Kleidung und angesagte Accessoires unterstrichen wird, aber nicht allein durch deren Besitz erworben werden kann. Es handelt sich um komplexe soziale Inszenierungen, die von den

anderen in der Interaktion als »cool« anerkannt werden müssen. Die dazugehörigen, größtenteils unbewussten Prozesse, Bewegungsabläufe und Körperhaltungen sind sehr schwer zu fassen. Wer cool ist, darf nicht den Eindruck erwecken, sich dafür besonders anzustrengen. Echter Coolness merkt man ihre Inszenierung nicht (mehr) an, sie ist auch keine kurzzeitige Angelegenheit. Wird sie dennoch als solche bemerkt, ist der Betreffende eher »uncool« oder eben »eingebildet«. Die kalkulierte Distanzierung des »Coolen« passt zu gesellschaftlich angesehenem und gefordertem Erfolg, zu Schönheit und Stärke. Sie ist deshalb auch als Symbol für Jugendlichkeit und Männlichkeit so wichtig. »So, wir werden jetzt Männer. Jetzt werden wir cool. Wir laufen jetzt nicht mehr über den Schulhof, wir schlendern und gucken was so rundum passiert«, beschreibt eine Lehrerin die Situation. Coolness wird als Element eines männlichen Habitus markiert^{17/}, verweist auf Männlichkeitsbilder aus den Medien und traditionelle Geschlechterverhältnisse. Sie fungiert als selbstgesponnener Kokon, der eine Innenwelt kreierte, in der die zum Teil demütigende Realität wie die Abhängigkeit eines Heranwachsenden von den Eltern und der Schule ausgeblendet werden kann. Die Coolness dient wie eine »Rüstung der Abwendung von Unheil auf psychischer und körperli-



cher Ebene... »Cool« sein heißt ... Kontrolle als Schutz und Schutz als Kontrolle zu verstehen...«. ^{16/}

Die Mädchen schaffen sich eigene kulturelle Praxen der Anerkennung, hier symbolisiert eine Inszenierung von Weiblichkeit das Erwachsenwerden, die sich besonders im Schminken und in figurbetonter Kleidung zeigt, zumindest so lange der Körper dem gängigen Schönheitsideal entspricht. Das Distanzierte findet sich auch hier: Wenn die oben vorgestellten Bewertungen als »eingebildet« angesehen wer-



den, bei durchaus gleichen Körperhaltungen und -bewegungen wie die der Jungen, erschwert das die Selbstinszenierungen der Mädchen. Offensichtlich gelten für Mädchen und Jungen andere Zuschreibungen und Deutungen. Coolness wird geschlechtlich markiert. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass gerade im Jugendalter die Inszenierung der jeweiligen Geschlechtszugehörigkeit enorm an Bedeutung gewinnt. Erwachsenwerden wird mit Frau- oder Mannwerden gleichgesetzt, wobei das Spektrum des Zulässigen besonders bei Jungen eingeschränkt scheint – sich »wie ein Mädchen oder ein Kind« zu verhalten, ist mehr als peinlich. Das Erwachsenwerden beinhaltet für Mädchen und Jungen den ausgesprochen anstrengenden Erwerb eines neuen Handlungsrepertoires, das einzeln und in der Gruppe inszeniert und erprobt werden muss und sehr viel Energie absorbiert.

Kleidung, Körperschmuck, mehr oder weniger sichtbare Markierungen und spezifische Verhaltensmuster im Jugendalter können die eigene Verfügung über den Körper, Selbstbestimmung und Autonomie demonstrieren. Körperinszenierungen fungieren als eine jugendkulturelle Sprache, die ohne Worte auskommt und auf äußere Zeichen setzt. Sie können nach außen und nach innen gerichtet sein: Es wird etwas aufgeführt, was sich gleichzeitig an sich selbst richtet und das damit einen performativen Charakter hat^{18/}. Es werden Gruppenzugehörigkeiten markiert, ebenso die Abgrenzung von der Kindheit und von den damit verbundenen Vorstellungen der Eltern und anderer Erwachsener. Als individuelle und kollektive Bewältigungsstrategien der Statuspassage des Erwachsenwerdens fungieren die verschiedenen Selbstpräsentationen von Mädchen und Jungen als Initiationsrituale. Über selbst geschaffene Lebensstile und Alltagspraxen reproduzieren und modifizieren die Heranwachsenden gesellschaftliche Verhältnisse und traditionelle Geschlechtsbilder. Aber sie bleiben über den Habitus an ihre Herkunftsmilieus und derzeitigen Lebenslagen geknüpft. Zugleich zeugen die kreativen Formen dieser Inszenierungen vom innovativen Potenzial der Lebensphase »Jugend«, die auch zur kulturellen Erneuerung beiträgt.

Nehmen die Erwachsenen diese jugendkulturelle Dimension des schulischen Alltags nicht wahr, können das Verhältnis zwischen den Lehrer/innen und Schüler/innen gestört und Lernsituationen beeinträchtigt werden. Welche Auswirkungen hat es zum Beispiel, dass es bei vielen Jugendlichen als »un-

cool« gilt, sich im Unterricht anzustrengen oder besonders zu engagieren? Es lohnt sich also, sich in den weiteren Forschungen mit dieser interaktiven Seite der pädagogischen Beziehung und dem heimlichen Lehrplan der Schule näher zu beschäftigen. Hier gibt es weiteren Forschungsbedarf, um solche identitätsbezogenen Denk- und Handlungsmuster genauer zu analysieren und die sich daraus ergebenden Konflikte und Schulprobleme besser zu verstehen. ◆

Die Autorinnen

Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser, Diplom-Pädagogin **Antje Langer** und die Pädagogik-Studentin **Sophia Richter** arbeiten gemeinsam mit einer Gruppe aus Erziehungswissenschaftlern, Studierenden und Lehrerinnen in dem Projekt »Körperinszenierungen im Jugendalter«. Barbara Friebertshäuser ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Frankfurt, Mitglied im Direktorium des Cornelia Goethe-Centrums und wirkt im Graduiertenkolleg »Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse« mit, das an den Universitäten Frankfurt und Kassel angesiedelt ist und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören: empirische Geschlechterforschung, qualitative Forschungsmethoden, Hochschulsozialisationsforschung, Jugendforschung sowie Erforschung von Ritualen im menschlichen Lebenslauf. **Antje Langer** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft. Sie arbeitete mit dem Ansatz ethnographischer Feldforschung bereits in einer Studie zur Drogenprostitution (Forschung Frankfurt 4/2002; 1/2004). **Sophia Richter** studiert in Frankfurt Erziehungswissenschaften im fünften Semester, seit November 2003 wirkt sie als studentische Hilfskraft an diesem Forschungsprojekt mit.



Literatur

^{1/} Friebertshäuser, Barbara 2004: Ritualforschung in der Erziehungswissenschaft – konzeptionelle und forschungsstrategische Überlegungen. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Beiheft 1, 2004 (im Druck).

^{2/} Roth, Lutz 1983: Die Erfindung des Jugendlichen. München.

^{3/} Fischer-Lichte, Erika 1998: Inszenierung und Theatralität. In: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft. Opladen, Wiesbaden. 81–90.

^{4/} Willems, Herbert 1998: Inszenierungsgesellschaft? Zum Theater als Modell, zur Theatralität von Praxis. In: Willems, Herbert/Jurga, Martin (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft. Opladen, Wiesbaden. 23–80.

^{5/} Göhlich, Michael/Wagner-Willi, Monika 2001: Rituelle Übergänge im Schulalltag. Zwischen Peergroup und Unterrichtsgemeinschaft. In: Wulf, Christoph et al.: Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen. 119–204.

^{6/} Poschardt, Ulf 2002: Cool. Reinbek.

^{7/} Bourdieu, Pierre 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt. 53–217.

^{8/} Wulf, Christoph et al. 2001: Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim.